

Nr. 204. Bromberg, den 6. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von **Ludwig Thoma.**

„Wie geht's eigentli an Blenninger?" fragte er.

„Guat. Wia's eahm allaweil ganga is, plagt und kümmert hat den seiner Lebtag nix."

„I kann mir no gut erinnern, wie er als Bua war. Staad und faul, und wenn mir g'spielt hamm, hat er net mittun mög'n. „Es is mir z' fad', hat er allaweil g'sagt."

„So is er blieb'n. D' Lebhaftigkeit mag er heut' no net."

Sie kamen im Sommerkeller an, der noch beinahe leer war.

Nur zwei Leute saßen neben der Schenke; der Martl und der Hansgirgl, die es erfahren hatten, daß frisch angezapft war.

Hallberger und Michel setzten sich unter eine mächtige Linde, und als ihnen die Kellnerin zwei überschäumende Krüge gebracht hatte, stießen sie miteinander an.

„So . . . so . . . also jetzt bleibst bei uns? I glaab, es hätt' dir nix Besseres einfall'n kinna."

„I bin froh über dös, Karl, daß i richtig dableib'n ko. Denn i hätt' eigentli net g'wußt, wo i sunst was find'n hätt' soll'n."

Und Michel erzählte, wie er wohl vom ersten Tag an den Gedanken und den Wunsch gehabt, aber wie er sich's doch kaum gehofft habe.

Wie dann der Martin so brüderlich gewesen sei und ihm obendrein zu leichtem Verdienst geholfen habe, so daß er seinen Leuten nicht auf der Suppenschüssel hocken müsse.

Der Hallberger hörte ihm zu, und da fiel ihm ein, was er zuerst vom Staudacher als dumme Meinung gehört hatte, und was dann auf einem Umwege durch den ganzen Markt wieder als fest verbürgtes Gerücht zu ihm gedrungen war, daß der Michel Oßwald sich in fernen Weltteilen als Sklavenhändler viel Geld zusammengerafft habe und als steinreicher Mann heimgekehrt sei.

Da saß der schreckhafte Mensch vor ihm und freute sich auf Arbeit und Wochenlohn.

*

„Der da drent," sagte Martl, „dös is der Bruada vom Ertlmülla, der wo jetzt auf oamal hoam kemma is."

„Vo dem hört man allerhand," antwortete Hansgirgl. „A Gschlaf'nhandler soll er g'wen sei."

„Ja, und a Kist'n g'häuft voller Goldstückl hat a mitbracht, und an eiserne Lanz'n hat a dabei g'habt auf da Roas, daß eahm koana übers Geld kimmt . . ."

Hansgirgl schaute tiefsinnig vor sich hin.

„Was 's all's gibt auf dera Welt!" sagte er.

Der Martl aber kam ins Erzählen.

„I woaß net, wia de G'schicht' aufkemma is, ob 'n 's G'richt überschrieb'n hat, oda ob er sei früheres G'schäft beim Bürgermoasta o'geb'n hat müass'n, obwohl daß wieder oa sag'n, dös hätt' er g'wiß net to, weil er strafmaßi waar durch dös, aber wiss'n tuat ma's g'nau, und d' Leut' sag'n, daß 's da koan Zweifl überhaupts net gibt. Da Lenzbauer is neiling extra vo Riadering eina g'fahr'n in d' Ertlmühl, g'rad daß a den Gschlafenhandler siecht, hat er g'sagt, weil dös eppas Seltsams is, sagt a, und er hätt'n gern g'fragt, hat er g'sagt, wia's bei dera Handelschaft zuageht, daß ma d' Leut' vakafft als wia's Vieh, und was ma da für Preis' löst und a so, aba, sagt a, traust di halt do net, daß d'n pfeigrad fragst, aber amal werd sie scho a G'leg'nheit geb'n . . ."

„A Gschlafenhandler," sagte Hansgirgl. „Saggera! Dös waar was für mi g'wen!"

„Was sagst d'?"

„Für mi waar dös was g'wen. In früherne Jahr. Da hätt' mi oana glei hamm kinna zu dem G'schäft."

„Ja freili . . ."

„Bal a da 's sag'. Was moanst denn, wia so oana lebt, mei Liaba!"

„Bei de Wild'n?"

„Da hätt' i nix danach g'fragt. Bei de Wild'n gibt's aa sauberne Madel. Dös derfst glaab'n. I hon amal z' Minga drin bein Oktobafest so a Negerbandt beinand' g'sehg'n . . . Da san etla dabei g'wen."

„Sauberne?"

„Ja. Festa Brocka, mei Liaba! G'rad daß s' net extri g'hart war'n, aber sunst hat sie nix g'feit."

„Ah?"

„Und so a Gschlafenhandler, laß da sag'n, der tuat si leicht. Vorgestern is da Staudacher in Sassau drent g'wen. Der hat ma all's g'nau vazählt."

„Woher woaß 's denn nacha der?"

„Aus an Büachl, wo all's beschrieb'n is. Freunderl, so a Gschlafenhandler hat a schön's Leb'n! Da ko'st da nix denga . . ."

„Geh'?"

„Sieghst, da is zum Beispiel a Dorf, wia bei ins, bloß daß Schwarze drin san. Jetzt kimmt da Gschlafenhandler mit seina Kumpanie und stellt Post'n auf, daß vo de Schwarz'n koana außa ko. Vastehst? Nacha geht's los. D' Mannsbilda wer'n außa zarrt und auf de oa Seit'n aufgestellt. Auf de ander Seit'n kemman d' Weibsbilda. Jetza kimmt da Gschlafenhandler und schaugt si 's o. De, wo eahm g'fall'n, de g'hör'n eahm. Da werd überhaupts nix g'red't . . ."

„Grad' nehma, sagst d'?"

„Freili. Weil er da Kommadant is, da hat er sei Recht auf dös."

„Herrschaft! Da muaß 's wild zuageh'!"

„Schö geht's zua. Was moanst denn, bal de Weibaleut' aufg'stellt san in Reih und Glied, und koan Schwindel gibt's net, weil s' nix ohamm, und bal dir oani g'fallt, deut'st drauf hi. Is scho abanniert."

„Da mög'st du dabei sei?"

„Jetza nimmer a so. Aba früherszeit'n waar dös a Post'n g'wen für mi."

„Da bin i scho liaba dahoam g'wen."

„Ah, was hat ma denn gar so Schö's g'habt? Bal s' oan am Kammafensta dawischt hamm, hamm s' oan über d'

Loata oba g'schmiss'n oda mit an buachan Prügel übern Kopf übri g'haut . . ., und mit de Weibaleut' hast de längst' Zeit dischkrier'n müass'n und schö toa. I hätt halt paßt für an Gschlafenhandler . . ."

Hansgirgl trank und wischte sich mit der Hand den nassen Schnurrbart ab. Dann versank er in Schweigen und ließ seine lüderliche Phantasie in ferne Länder schweifen.

*

Derweil war es dämmerig geworden, und die Altaicher Bürger kamen zum Abendtrunke. Sie setzten sich unweit von Hallberger und Michel an etlichen Tischen zusammen und unterhielten sich geheimnisvoll mit geflüsterten Wortest und bedeutsamen Blicken.

Die zwei achteten nicht darauf, denn der Hallberger Karl schüttete vor seinem alten Kameraden sein Herz aus, freilich nicht in langen Sätzen, oft nur mit halben Worten und unbilligen Gebärden, aber doch so gründlich, daß Michel sah, wie sich auch in einem stillen Winkel Geschehen und Werden zu einem unklaren Knäuel verwirren konnten.

„Es is aa dahoam net all's schö," hatte der Hallberger gesagt. „Oft hab' i mir scho denkt, wia guat 's g'wen waar, wennst mi selbigsmal net aus 'n Bach aufazog'n hätt'st . . . Waar mir allerhand derspart blieb'n . . . wisset i allerhand net, was ma net gern woaß . . . na . . . na! Brauchst d' nix sag'n . . . dös is amal a so. S' Leb'n is g'spassi, mei liaba Michl, und oft geht's dumm und geht verdraht, und kunnt do all's so oafach und richtig geh'. Wenn überall Verstand dabei waar. Aber a so! Ja! 's Leb'n ko g'spassig sei!"

Und dann erzählte er, wie leer ihm das Haus geworden war, und wie unnütz das Leben, die Arbeit, alles. „Für wen plag' i mi? Und für was? Nein für gar nix, umadum gar nix. Da bild't si da Mensch ei, wenn ma sei Sach macht und rechtschaffen is, nacha ko sie nix fehl'n. Moant ma. Jahwohl! Ah was! Nix is . . ."

Da hätte wohl niemand Trost gewußt, und der Michel wußte schon gar keinen. Er streckte nur öfter die Hand über den Tisch.

„. . . No . . . no . . Karl. . . schau! Am End' is besser, du denkst net darüber nach."

„Net nachdenk'n? Dös Kunststück wenn mir oana lernt, dem gib i viel. Mitt'n in der Arbet fallt's oan ei, und der Hammer schlagt nimmer auf. Siehgst, von der Alt'n hat sie's. 's Lüag'n is dös schlechtest auf da Welt. Mit dem fangt all's o, all's, was dreckig is. Und de Alt' lüagt und blinzelt net mit de Aug'n dabei. Ko di o'schaug'n, als wenn s' nomal d' Wahrheit saget, und lüagt mit jed'n Wort. Jetzt woaß i 's freili. Aba es hat a Zeit geb'n, da hab' i 's net g'wußt und hätt's aa net glaabt. D' Leut' sag'n, i war z' guat, oder z' dumm, wern s' woana. Du hast as vielleicht scho g'hört . . ."

„Koa Wort davo hab' i g'hört, Karl. Schau, sonst hätt' i heut wohl net d' Red' drauf bracht . . ."

„No ja . . . na werd's net lang hergeh', und es verzählt dir oana de G'schicht vom dumma Hallberger. In Altaich is jeder g'scheit für mi; jeder hätt' 's besser g'macht und anderst. Koana hätt' sie 's g'fall'n lass'n. Aber i war z' guat. Und is do net wahr, Michl. Derfst ma 's glaab'n. Ma schlagt nix nei, ma schlagt nix raus bei an Kind . . . is all's net wahr. Dös steckt drin, z' tiafst, wo's d' net hi'kimmst und wannst no so viel Steck'n abschlagst. Es steckt im Bluat. De Alt' lüagt, und vo dem kummt 's . . ."

„Bst, Karl! Es sitz'n Leut' hinter uns . . ."

„Und spitz'n d' Ohr'n, moanst. Ja . . . ja . . . sie hamm s' lang gnua, aba sie hör'n nix Neu's. Ah was! De wissen's scho lang und wissen all's besser wia'r i . . . Zahl'n ma und genga ma, wenn's dir recht is."

Sie brachen auf, und alle Blicke folgten ihnen oder folgten dem Seeräuber und Sklavenhändler Michel.

Es dunkelte schon, als sie auf den Marktplatz kamen, und von der Wetterseite her schoben sich schwere Wolken über das Vilstal.

Hallberger blieb stehen.

„Geh' ma hint rum; i geh' mit dir über d' Ertlmühl. Hoam mag i jetzt net."

„Is recht, Karl . . ."

„An Ekel hab' i, wann i bei da Haustür nei geh'. . ."

„Schau, wer woaß? Vielleicht werd no all's besser . . ."

„Besser wer'n? Na, Michl, dös is nimmer mögli, net amal, wenn der Will'n dazua da waar. De Alt' lüagt, und de Jung' hat's von ihr. I denk' oft über dös nach, derfst ma 's glaab'n, und i woaß: was hin is, is hin . . ."

Sie gingen schweigend zum Orte hinaus und hätten nun sehen können, wie sich die dunkle Wolkenwand immer höher schob und hinterm Saffauer Wald schon von Blitzen zerrissen wurde. Aber Michel achtete nicht darauf in seinem Mitleid mit dem armen Manne, der neben ihm herging und zuweilen undeutlich vor sich hinmurmelte. Bei einer Bank blieb Hallberger stehen.

„Hock' mar'r uns a weng her! I hab' Jahr und Jahr net g'redt über dös und hab's in mi neig'fress'n. Jetzt tuat's ma schier wohl, daß i amal all's sag', und zu dir is guat g'sagt. Bei an andern bracht i 's net z'samm, weil i mir allaweil denk', der laßt di red'n und hat no sei Untahaltung von dein Lamentier'n. Aber bei dir is anderst, und du glaabst ma 's aa, was i sag' . . ."

„Freili glaub' i dir's . . ."

„Ja . . . Michl . . . gel? Hätt'st dir aa net denkt, daß d' heut no so an Dischkurs z' hörn kriagst? Derf di net vadriaß'n, woaßt. I wollt, i kunnt dir was Schöners verzähl'n . . ."

Nach einer Weile sagte er:

„Siehgst, jetzt hab' i dreiviertel Leb'n hinter meiner, und wann i d' Rechnung mach', kimmt a Nuller raus. Es is für nix g'wen. Für gar nix . . ."

„Karl, so kunnt i aa denk'n . . ."

„Du? Weil's d' ledi bist und in da Welt umanandkugelt bist? Weil's d' koa Hauswes'n hast? O mei Mensch, dös hoaßt gar nix. A Famili hamm, all's drauf setz'n, und nacha . . . verlier'n, verschmeiß'n . . . so hundsdumm kaput geh' sehg'n . . . ah was! Genga ma! I begleit' di hoam, und nacha geh' i zum Schlaf'n. Schlaf'n — arbet'n — arbet'n — schlaf'n . . . Amal werd's scho gar wer'n, und jetzt laß ma 's guat sei . . . es hat koan Wert net, drüber red'n . . . Aber es war halt heut' so a Tag. 's erstmal, daß mir beinand' war'n nach der langa Zeit. Da is mir all's eig'fall'n. 's jung sei', dös lustige jung sei', und 's Glaab'n und 's Hoff'n . . . und dös ander."

Sie gingen wieder schweigend nebeneinander her und beeilten sich auch nicht, als ein heftiger Wind auffrischte und schwere Regentropfen fielen.

An der Brücke nahm Hallberger Abschied.

„Also Michl, guat Nacht! Und nix für unguat weg'n der Jammerei! . . . Paß auf, no was. Gel? Wenn dir oana so was vorred't, wia 's er g'macht hätt' statt meiner, glaab's eahm net. Mit 'n Schlag'n is nix g'richt . . . Ma schlagt nix raus aus an Kind, wann's amal tiaf sitzt . . ., Guat Nacht!"

Michel ging langsam und nachdenklich heim.

Es gab Stunden, in denen er dachte, daß alles sich besser und schöner gestaltet hätte, wenn er nicht in die Welt hinausgegangen wäre.

Aber da konnte nun einer auch daheim die Rechnung so bitter abschließen: dreiviertel Leben vorbei, und war für nichts.

Der Hallberger ging mißmutig weiter.

Die Aussprache hatte ihn doch nicht erleichtert.

„Für was eigentli?" sagte er vor sich hin. „Dös Red'n hat aa koan Wert; nix hat an Wert. Is all's a Schmarr'n . . ." Und grimmig wiederholte er lauter: „All's a Schmarr'n!"

Da fiel ihn mit wütendem Bellen ein kleiner Hund an. Er kannte das giftige Gekläff.

Und er kannte auch die Stimme: „Fifi! Viens donc!"

„De? Um de Zeit und da herunt'n?"

Hastig schritt er darauf zu. „Heda!"

„Jessas! Der Vata . . .!"

Hallberger sah, wie ein Mann die Böschung hinuntersprang durchs Gesträuch, daß die Zweige krachten.

Dann war's still, und er stand vor seiner Tochter, dem Fräulein Mizzi Spera vom Chat noir.

(Fortsetzung folgt.)

Schätze unter altem Gerümpel.

Wie seltene Dokumente gefunden werden.

Von Walter F. Erig.

Vor einigen Jahren veräußerte die Preußische Staatsregierung einige Wagenladungen alter, vergilbter Akten als Makulatur. Die Akten waren mindestens ein Jahrhundert alt und bestanden größtenteils aus alten „Petitionen", wie sie zu damaligen Zeiten die Untertanen den Ministern und Monarchen „submissest" überreichten, wenn ihnen etwas auf dem Herzen lag. Kurze Zeit nach diesem Makulaturverkauf ging ein Sturm der Entrüstung durch die Zeitungen, denn das Altpapier erwies sich als wertvolles Material zur Geschichtsforschung. Fast alle Akten trugen handschriftliche Vermerke der damaligen Machthaber: Stein, Hardenberg etc. Es gelang den größten Teil des „Altpapiers" der Vernichtung zu entreißen.

Etwas ganz Ähnliches ist vor kurzer Zeit der Türkischen Regierung passiert. Sie hat vor wenigen Wochen in allen türkischen Zeitungen Aufrufe erlassen, in welchen die Bevölkerung gebeten wird, das „Altpapier" gegen hohe Belohnung wieder zurückzugeben. Es enthält wertvolle Quellen zur türkischen Geschichtsforschung.

In eine Wiener Papiermühle bei Aspern kam in den Achzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ein Ballen „aerischen" Papiers, das zur Vermahlung bestimmt war. Der Ballen stand mit Dutzenden anderen wochenlang im Freien und platzte eines Tages. Ein Wiener Archivar, der in der Nähe seinen Urlaub verlebte, stöberte zu seinem Zeitvertreib in den alten, vergilbten Papieren herum, die aus dem Sack hervorquollen und siehe da, es waren Akten mit der Unterschrift Maria Theresias, Josefs II., Kaunitz's u. a.

Eine ähnliche Überraschung gab es einmal am Ende des vorigen Jahrhunderts in einer englischen Papiermühle, die Makulatur in ganzen Schiffsladungen aus Deutschland bezog. Man fand in einem dieser Papierballen eine eigenhändige Orchesterpartitur des Mozartschen „Don Juan" und als „kleine Beigabe" sozusagen eine Ouvertüre von Beethoven. Die letztere erzielte bei der ersten Auktion in London 400 Pfund Sterling.

Der Wiener Kapellmeister Johann Herbeck betrat im Jahre 1857 einen Wiener Musikladen und stolperte beinahe über einen Stoß alten, beschriebenen Notenpapiers. Der Besitzer brüllte sein Faktotum an, warum er den Mist noch nicht weggeschafft habe, als Herbeck plötzlich nach einem Blatte griff, das sich beim Anstoßen von den anderen losgelöst hatte. Er bekam heftiges Herzklopfen, als er es sah, denn es war ohne Zweifel ein eigenhändiges Notenblatt von Franz Schubert. Kurzum, der „Mist" enthielt einen wesentlichen Teil des Schubertschen Nachlasses und war nach seinem Tode von dessen Schwägerin als Makulatur verkauft worden. Unter ähnlichen dramatischen Umständen hatte Robert Schumann im Jahre 1838 bei seinem damaligen Besuche in Wien Schuberts Symphonie in C-Dur aufgefunden.

Es ist bekannt, wie Erich Schmidt den „Urfaust" von Goethe auffand. Der entfernte Nachkomme eines ehemaligen Weimarischen Hoffräuleins ließ ihm berichten, daß er in Dresden im Nachlasse einer Verwandten Goethepapiere gefunden habe. Er halte sie für wertloses Zeug, aber vielleicht lohnten sie doch einer Durchsicht. Als Erich Schmidt in Dresden sich über den Papierhaufen machte, fand er diese geringschätzige Ansicht anfangs sogar bestätigt. Es waren meistens Abschriften bekannter Goethescher Gedichte. Auch einige Szenen aus dem Faust will er eben beiseitelegen, als sein Blick auf ein paar Verse stößt, die er nur in einer ganz anderen Fassung kennt. Er betrachtet die Blätter genauer und der Abweichungen werden immer mehr. Es war der „Urfaust", den er auf diese Weise in einer Abschrift entdeckt hatte. Fräulein Goechhausen, so hieß das weimarische Hoffräulein, hatte ihn in ihren Mußestunden abgeschrieben und sich dabei sicherlich nicht gedacht, daß ihre Abschrift einmal das einzige sein würde, was vom Urfaust übrig blieb.

Auf nicht minder romantische Weise entdeckte wenige Jahre vor dem Kriege ein Pariser Journalist Manuskripte von J. J. Rousseau. Er stöberte in einem Trödelladen an der Seine herum, in dem vor allem alte, halbzerbrochene Möbel zum Verkauf für billiges Geld standen. Er plauderte mit dem alten Händler, der beweglich darüber klagte, daß niemand für das alte Gerümpel, das er größtenteils noch von seinem Vater her übernommen hatte, Interesse habe. In diesen alten Schreibtischen, fragte der Journalist, sind doch meistens Geheimfächer, wie man sie früher liebte. Haben Sie schon was Ähnliches entdeckt? Der Alte lächelte nur ungläubig und schüttelte den Kopf. Zum Beispiel hier, sagte der Journalist und trat auf einen besonders geräumigen Tisch zu, da möchte ich schwören, daß irgendwo eine geheime Schublade sich verbirgt. Dabei geriet er zufällig an eine Verzierung, die nachgab, mit dem Erfolg, daß eine kleine Abteilung im Hintergrund des Schreibtisches sichtbar wurde, die mit alten Papieren vollgestopft war. Neben anderen unwichtigen Sachen fanden sich viele Briefe und Schriftstücke von J. J. Rousseau. Der Schreibtisch war früher einmal, wie Kenner später feststellten, das Eigentum der Madame d'Alembert gewesen.

Habent sua fata libelli! Die Wege des Schicksals sind oft merkwürdig. Es vernichtet, wie im Falle des Münchener Glaspalastes, in wenigen Stunden hundert und mehr unersetzliche Meisterwerke. Auf der anderen Seite fördert es auf verschlungenen und dunklen Wegen Meisterwerke ans Tageslicht, die es sich bei ihrer Entstehung nicht haben träumen lassen, daß sie durch einen Hering, der in sie eingewickelt wird, wieder an das Licht der Sonne kommen würden.

Erntefest.

Von Ricarda Huch.

Er freute sich darauf, Ferien zu haben; es kam ihm vor, als würden es die ersten in seinem Leben sein. Er, sein Vater und Zizito waren tätig auf den Feldern: der Alte stieg mit starken, ruhigen Schritten über die Breite des unabsehbaren Ackers und rauschte mit der blaublitzenden Sense durch die bräunlichgelben Ähren, unfehlbar und lustvoll wie ein altertümlicher Gott, der die Menschen unterweist. Zizito schichtete die sinkenden Halme aufeinander, und Lasko machte sich hier und dort zu schaffen, kirschbraun im Gesicht und an den Armen, tropfend von Schweiß und mit schmetternder Trompetenstimme singend oder ruhmrednerisch das Lob seiner Taten kündend. Männer und Frauen luden Garben, die am vergangenen Tage gerichtet waren, auf Wagen, vor denen pralle, glänzende Pferde standen, die mit schlagendem Schweif und Schütteln der Mähne die gierigen Fliegen zu vertreiben suchten.

Die Ernte war fast vollendet; das gehäufte, wankende Korn leuchtete als gelbe Flamme in die siedende Bläue des Himmels, der gegen Mittag von schaumigweißen Gewitterwolken übereilt wurde. Es wurde schnell in die Scheune geflüchtet, was auf den Wagen war, und am Nachmittag ruhte die Arbeit, während Regengüsse fielen. Wind und Sonne trockneten die Nässe geschwind, und als der Abend kam, stand die Sonne wieder im lautersten Glanze am ruhevollen Himmel. Lasko saß auf einer Bank am Hause und sah in die leuchtende Stille. Von den Zweigen und Stämmen und bunten Blumenblättern rann in spiegelnden Tropfen grünes Licht; es war, als ob die Erde, durch den unendlichen Raum rollend, in eine selige Sphäre eingetaucht wäre, die goldener Äther, leicht und berauschend zu atmen, erfüllte. Auf einem Felde, wo Berge aneinandergelehnter Garben in gleichen Abständen errichtet waren, sammelten sich Kinder, um im Schutze der Kornpyramiden Verstecken zu spielen. Lasko gesellte sich zu ihnen, wodurch das Spiel erst stockte, um dann desto übermütiger zu lärmen. Es freute ihn zu sehen, wie die nackten Füße geschwind über die Stoppeln liefen, und wenn sie in die lockere Fruchterde einsanken, empfand er ein tiefes Behagen. Ein winziges Mädchen mit braunem Gesicht und honiggelben Locken, zu klein, um das Spiel zu begreifen, spielte mit sich selbst, indem es um die Ährenhaufen herumlief und mit zwitschernder Stimme rief „Wo ist Lijutt?", denn so wurde es genannt. Als die Sonne im Untergehen war, sah es aus, als quöllen Büschel von Veilchen aus der schwarzen Erde; aber allgemach schwebte die Glut der Erde

in süßen Gerüchen nach oben und überflutete blumenfarbig die alabasterne Helle des Himmels. Das Spiel wurde stiller und milder, als die blaue Nacht leise die Kuppel durchbrach und mit unendlichen Wellen hereinströmte. Einige der leichten Gestalten huschten weit über das leere Feld, während andere in die Kornzellen hineinschlüpften und mit nachahmendem Vogelruf die Suchenden lockten und täuschten. Erst als die Sternbilder sich entschleierten, kamen Frauen und riefen, und die kleinen Gesellen stoben davon, nachdem sie sich von Lasko verabschiedet hatten. Er blieb ausgestreckt auf der Erde liegen und legte den Kopf auf eine Garbe, um über sich in den Himmel zu sehen wie in einen glatten, dunkeln Weiher, in dem der silberne Wandel himmlischer Gestalten aus der Unendlichkeit herab sich spiegelt. Am Bilde der Krone, das ihm gerade zu Häupten war, blieb sein Auge hängen, und indem er sich lächelnd der Worte des alten Bauern erinnerte, hob er träuerisch den Arm, als wollte er sie greifen. Er fühlte mit hoher Sicherheit, daß es in Wahrheit die seine sei, wie wunderbar das auch sein möge, und daß er sie mit so viel Stolz seinem Sohne zeigen könnte, wie wenn er sie in einem wertvollen Schrein oder in einer alten Truhe verschlossen hielte. Nachdenklich starrte er in das Funkeln der Juwele, die die ewige Figur bildeten, bis die Augen ihm zufielen; zugleich glaubte er ein helles Klirren oben im Raume zu hören und zu fühlen, wie der kristallische Ton, rein durch die kühle Luft stürzend, auf seine geschlossenen Augenlider taute.

(Aus „Von den Königen und der Krone".)



Bunte Chronik



*** Die Zahl der menschlichen Schritte. 10 Millionen in einem Jahre.** Ein Arzt hat sich der Mühe unterzogen, festzustellen, wieviel Schritte wir in einem Jahre machen. Mit einem Podometer hat er während eines ganzen Jahres die Schritte gezählt, die er innerhalb und außerhalb des Hauses, auf ebenem Boden wie auf Treppen gemacht hat. Dabei ist er auf die Ziffer von rund 10 Millionen gekommen. Das ergibt im Durchschnitt für einen Tag 26 740, darunter 150 bis 200 auf Treppen. Rechnen wir drei Schritte auf zwei Meter und eine Schnelligkeit von zwei Schritten in der Sekunde, dann entfallen auf nicht ganz vier Stunden 17,5 Kilometer und insgesamt in einem Jahre rund 6 600 Kilometer.

*

*** Berühmte historische Spielkarten.** Beim Anblick unserer Spielkarten denken wir wohl daran, daß China ihre eigentliche Heimat ist. Auf dem Wege des direkten Handelsverkehrs kamen sie nach Indien, und von da wurden sie dann — jedenfalls durch die Sarazenen — über Arabien nach Europa gebracht. Das muß sehr früh gewesen sein, denn vom Gebrauch der Spielkarte, zunächst in Italien und Frankreich, spricht schon eine italienische Handschrift aus dem Jahre 1299. Den besten Beweis für die große Verbreitung des Spiels dort gibt indessen das bereits 1254 von König Ludwig dem Heiligen erlassene Verbot. Nach Deutschland kam das Kartenspiel um das Jahr 1300. Wahrscheinlich haben es die Deutschen von einer der zahlreichen Romfahrten der deutschen Kaiser aus Italien mitgebracht. Aber da die Karten damals noch auf Holztäfelchen gemalt werden mußten, so datiert ihre allgemeinere Verbreitung eigentlich erst von der Zeit, als die Erfindung der Holzschneide- und Buchdruckerkunst eine raschere Vervielfältigung ermöglichte. Gedruckte Spielkarten gibt es erst seit Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Figuren auf den Spielkarten haben sich stets nach den Nationalitäten gerichtet und in den verschiedenen Jahrhunderten gewechselt. Doch bestehen die Karten aller Völker aus vier Abteilungen mit gleicher Blätterfolge. Die älteste von Italien übernommene ist die Trappola oder Trappelierkarte mit kreisrunden Bildern. Der berühmte Augsburger Maler Martin Schongauer hat ein solches Spiel angefertigt, das zu den schönsten und seltensten gehört. Ferner sind Spiele von Hans Sebald Beham (1550), Jost Ammann (1588) Virgil Solis, Johannes Brinkmann (1615) zu nennen. Auf ihnen kommen neben Blumen und Tieren Menschen verschiedener Lebensalter, Fürsten, Bürger, Landsknechte und allerhand humoristische Situationen zur Darstellung. Seit dem 17. Jahrhundert fanden allegorische und symbolische Bilder aus der Welt- und Kriegsgeschichte reiche Verwendung. Als die merkwürdigsten unter diesen Spielen kennt man eine geographische deutsche Karte in 52 in Kupfer gestochenen Blättern mit allegorischen kolorierten Länderfiguren, sodann ein astronomisches Kartenspiel von Johann Philipp Andreae (1719), eine bayerische Geschichtskarte und Hexen- und Wahrsagekarten. Die Herstellung der Karten geschah hauptsächlich in Nürnberg, Augsburg und Ulm, wo die Kartenmacher und -Maler sogar eigene Zünfte bildeten. Das Germanische Museum in Nürnberg und das Bayerische Nationalmuseum in München besitzen wohl die vollständigsten und hervorragendsten Sammlungen jener alten deutschen und italienischen Spielkarten.



Lustige Rundschau

*** Kannibalen.** Ganz allein machte sich der kühne Gelehrte auf die Reise zur Erforschung der wilden innerafrikanischen Menschenrassen. Nur im Auto wollte er dieses Gebiet durchqueren. Und wie das öfter zu gehen pflegte, man sah und hörte nichts mehr von ihm. Er war verschollen. Ein halbes Jahr später brach die Rettungsexpedition auf. Unter unendlichen Strapazen folgte sie den Spuren des Gelehrten, doch er selbst blieb unauffindbar. Da gelang es endlich, einen Eingeborenen gefangen zu nehmen. Man forschte ihn aus. „Sag mal, wo ist der weiße Mann geblieben, der vor langen Monaten zu euch kam, habt ihr den aufgefressen?" — „Keine Spur", grinste der Kannibale, „wir haben ihn festgehalten, und er muß uns solange im Autofahren unterrichten, bis wir alle unseren Führerschein haben."

*

*** Geistesgegenwart und Höflichkeit.** Obschon Lloyd George vor zwei Jahrzehnten für die Frauenrechte eintrat, hatte er in einer Versammlung, die in seiner walisischen Heimat stattfand, einen schweren Stand. Die Reden der „Suffragettes" oder Frauenrechtlerinnen waren von unerhörter Heftigkeit. Schließlich sprang eine in heller Wut auf und brüllte ihm zu: „Wenn Sie mein Mann wären — ich würde Ihnen Gift geben!" Lloyd George, ohne die Höflichkeit zu verlieren, erwiderte sofort: „Und wenn Sie meine Frau wären — ich würde es nehmen."

(Histoires politiques".)

*

*** Eine schwere Aufgabe.** Zwischen dem Gatten und der Gattin, die sich anschickt, eine Frauenkonferenz zu besuchen, entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Sie: „Glaubst du, daß es mir leicht sein wird, das Wort zu erhalten?"

Er: „Sehr leicht! Schwer wird es nur sein, es dir wieder zu nehmen!"

*

*** Schwerwiegende Abhaltung.** „Ich habe mich mit Meyer gezankt. Krumm und lahm hätte ich ihn geschlagen, wenn ich nicht davon abgehalten worden wäre."

„Wer hat dich denn davon abgehalten?"

„Meyer."

*

*** Zweierlei.** „Ich bitte um eine kleine Unterstützung, mein Herr . . ., ich habe achtbare Eltern."

„Wie bitte?"

„Ich sage, ich habe zwar achtbare Eltern, aber nicht acht bare Pfennige."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.